

Verbrannte Bücher, Verbotene Autoren

*Lesung im Gedenken
an den 80. Jahrestag
der Bücherverbrennung*



Inhalt

Bertolt Brecht	6
Lion Feuchtwanger	8
Friedrich Wilhelm Foerster	10
Heinrich Heine	12
Albert Hotopp	14
Erich Kästner	16
Irmgard Keun	18
Edlef Köppen	20
Rosa Luxemburg	22
Heinrich Mann	24
Klaus Mann	26
Erich Mühsam	28
Carl von Ossietzky	30
Erich Maria Remarque	32
Anna Seghers	34
Bertha von Suttner	36
Kurt Tucholsky	38
Ernst Toller	40
Jakob Wassermann	42
Grete Weiskopf	44



Verbrannte Bücher, Verbotene Autoren

80. Jahrestag der Bücherverbrennung, 10. Mai 1933

Kurz nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 kam es im März im Zuge einer „Aktion wider den un-deutschen Geist“ zu einer organisierten und systematisch vorbereiteten Verfolgung unzähliger Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Dabei handelte es sich um eine von der Deutschen Studentenschaft geplante und durchgeführte Aktion unter Führung eines Mitglieds des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB). Den traurigen Höhepunkt bildeten die am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz und in mehr als 20 anderen deutschen Universitätsstädten durchgeführten öffentlichen Bücherverbrennungen.

Im Gedenken an diesen Tag und seine Folgen wurde am 8. Mai 2013 der „Demokratiebus“ zum „Vorlesebus“. Einen Tag lang wurden in diesem Bus, der auf seiner Linie 695 in

der Landeshauptstadt Potsdam unterwegs war, die Texte von Autoren vorgelesen, deren Bücher verbrannt oder verboten wurden.

Das Projekt „Demokratiebus“ wurde in Erinnerung an den 80. Jahrestag der Machtergreifung der Nationalsozialisten und den Beginn der Diktatur und die Verfolgung von Andersdenkenden entwickelt. Die Gedanken „Demokratie. Ich fahr mit!“ und „Demokratie bewegt uns!“ waren die Grundlage eines Schülerworkshops, an dem 23 Schülerinnen und Schüler im Alter zwischen 15 und 17 Jahren der Voltaire-Gesamtschule und des Leibniz-Gymnasiums teilnahmen. Im Ergebnis dieses Workshops stand ein inhaltliches und visuelles Konzept zur Gestaltung eines Linienbusses der ViP Verkehrsbetrieb Potsdam GmbH. Der auf den Namen „Demokratiebus“ getaufte Linienbus fährt seit dem 20. März 2013 täglich auf seiner Route und somit weithin sichtbar als Sinnbild der Demokratie.

Die Veranstalter waren die Landeshauptstadt Potsdam in Zusammenarbeit mit ViP Verkehrsbetrieb Potsdam GmbH, Neues Potsdamer Toleranzedikt e.V., RAA Brandenburg und Aktionsbündnis Brandenburg gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit.

Bertolt Brecht

** 10.02.1898 in Augsburg † 14.08.1956 in Ost-Berlin*

Deutscher Schriftsteller, der als einer der bedeutendsten deutschen Dichter, Dramatiker und Regisseure gilt. Bereits als Schüler verfasste Brecht kriegskritische Schriften. Im Oktober 1918 wurde Brecht noch zum Militärdienst eingezogen. Nach Kriegsende beteiligte er sich im Arbeiter- und Soldatenrat seiner Heimatstadt Augsburg. Beeinflusst durch den Krieg und die Novemberrevolution begann Brechts Wirken als Dramatiker. Mit der Ausprägung seiner kommunistischen Überzeugung wurden in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre auch seine Werke politischer. Seine gesellschaftskritischen Stücke brachten Brecht mit der staatlichen Zensur in Konflikt. Schließlich wurde 1933 die Aufführung des Stückes „Die Maßnahme“ unterbrochen und Anklage gegen den Veranstalter erhoben. Im Februar 1933 verließ Brecht Deutschland. Erst 1947 kehrte er nach Europa zurück.

Aus „Balkankrieg“

„ Ein alter kranker Mann ging über Land. Da überfielen ihn vier junge Burschen und nahmen ihm seine Habe. - Traurig ging der Alte weiter. Aber an der nächsten Straßenecke sah er zu seinem Erstaunen, wie eben drei von den Räubern den vierten überfielen, um ihm seinen Raub abzunehmen. Dieser fiel bei dem Streiten jedoch auf die Straße. Voller Freude hob es der Alte auf und eilte davon. Jedoch in der nächsten Stadt wurde er angehalten und vor den Richter geführt. Da standen die vier Burschen und klagten ihn, jetzt wieder einig, an. Der Richter aber entschied folgendermaßen: Der alte Mann sollte sein letztes Gut den jungen Burschen zurückgeben. „Denn“ sagte der weise und gerechte Richter, „sonst könnten die vier Kerls dort Unfrieden stiften im Land.“

Bertolt Brecht: „Balkankrieg“, Erstausgabe unbekannt, Aus: Nordseekrabben – Geschichten und Gespräche, Berlin 1987, S. 7.

Aus „Maßnahmen gegen die Gewalt“ (1930)

” In die Wohnung des Herrn Egge, der gelernt hatte, nein zu sagen, kam eines Tages in der Zeit der Illegalität ein Agent, der zeigte einen Schein vor, welcher ausgestellt war im Namen derer, die die Stadt beherrschten, und auf dem stand, daß ihm gehören solle jede Wohnung, in die er seinen Fuß setzte; ebenso sollte ihm auch jedes Essen gehören, das er verlange; ebenso sollte ihm auch jeder Mann dienen, den er sähe.

Der Agent setzte sich in einen Stuhl, verlangte Essen, wusch sich, legte sich nieder und fragte mit dem Gesicht zur Wand vor dem Einschlafen: „Wirst du mir dienen?“

Herr Egge deckte ihn mit einer Decke zu, vertrieb die Fliegen, bewachte seinen Schlaf, und wie an diesem Tage gehorchte er ihm sieben Jahre lang.

Aber was immer er für ihn tat, eines zu tun hütete er sich wohl: das war, ein Wort zu sagen. Als nun die sieben Jahre herum waren und der Agent dick geworden war vom vielen Essen, Schlafen und Befehlen, starb der Agent. Da wickelte ihn Herr Egge in die verdorbene Decke, schleifte ihn aus dem Haus, wusch das Lager, tünchte die Wände, atmete auf und antwortete: „Nein.“

Bertolt Brecht: „Maßnahmen gegen die Gewalt“, Aus: Ders., Nordseekrabben – Geschichten und Gespräche, Berlin 1987 (Erstausgabe 1930), S. 164f.

Lion Feuchtwanger

* *07.07.1884 in München*

† *21.12.1958 in Los Angeles*

Deutscher Schriftsteller und einer der meistgelesenen deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts. 1908 gründete er die Kulturzeitschrift „Der Spiegel“, dessen erste Ausgabe am 30. April erschien. Nach einem halben Jahr fusionierte diese wegen finanzieller Probleme mit der von Siegfried Jacobsohn herausgegebenen Zeitschrift „Die Schaubühne“, die im April 1918 in „Die Weltbühne“ umbenannt wurde. Aus beruflichen Gründen zog es Feuchtwanger 1925 nach Berlin. 1932 erschien der erste Teil der Josephus-Trilogie „Der jüdische Krieg“. Feuchtwanger sprach sich für den Kosmopolitismus aus und damit auch gegen einen jüdischen Nationalismus. Im November 1932 brach er zu Vorträgen nach London und in die USA auf. Die nationalsozialistische Machtergreifung Ende Januar 1933 machte seine Rückkehr nach Deutschland unmöglich, denn Feuchtwanger galt den Nationalsozialisten als einer ihrer intellektuellen Hauptgegner. Sein Name tauchte im Sommer 1933 in der ersten Ausbürgerungsliste Hitlerdeutschlands auf. Seine Bücher wurden Opfer der Bücherverbrennung 1933. Er starb 1958 in Kalifornien.

Aus „Der jüdische Krieg. Fünftes Buch: Jerusalem“ (1932)

” Titus war nicht angenehm überrascht, als sich am Abend dieses 28. August als Befehlsempfänger der Hauptmann Pedan einstellte, der Erste Zenturio der Fünften Legion. Es war der seit langer Zeit wichtigste Befehl, und der Prinz hatte ihn dreimal geändert. Er überreichte dem Manne das Täfelchen. Der Hauptmann Pedan nahm es in seine breiten, kurzen, schmutzigen Hände. Er las: »Parole: Geh unter, Judäa. Befehl: Im Lauf des 29. August sind die Lösch- und Aufräumarbeiten an der Nord- und Westseite des Tempels unter allen Umständen dergestalt zu Ende zu führen, daß für den frühen Morgen des 30. August das Gelände für den Angriff bereit ist. Belästigt der Gegner die

Lösch- und Aufräumekommandos, so ist er mit Energie abzuweisen, doch unter Schonung der Baulichkeiten, soweit sie zum eigentlichen Tempelhaus gehören.«

Der Hauptmann Pedan las den Befehl vorschriftsmäßig mit lauter Stimme. Der Erste Zenturio der Fünften hatte einen raschen Verstand, er hatte den Befehl mit seinem einen sehenden Auge und mit seinem listigen Hirn längst erfaßt, ehe seine quäkende Stimme dem Auge nachkam. Langsam also sprach er das Gelesene. Fleischig, mit nacktem, rosigem Gesicht, gewaltigen Schultern, mächtigem Nacken stand er vor dem Feldherrn. Langsam aus seinem breiten Mund kamen die Worte des Befehls. Die Worte: so ist der Gegner mit Energie abzuweisen, kamen sehr deutlich und mit Nachdruck, die Schlußworte: doch unter Schonung der Baulichkeiten, sprach der Hauptmann nicht etwa schneller, trotzdem klangen sie hingeworfen, nebensächlich. Er richtete, während er las, die Augen, das lebendige wie das tote, mehr auf den Feldherrn als auf das Täfelchen, forschend, zögernd, als läse er nicht richtig. Wieder, unter diesen Augen, spürte Titus vor dem lärmenden, plumpen Menschen den gleichen Widerwillen wie schon oft und die gleiche starke Lockung, die gleiche tolle Lust, die er bei den Worten der Generäle gespürt hatte, die Feuerbrände weiterzutragen, sie hineinzuschmeißen in das da, in das Bewußte. Ein kleines Schweigen war. Der Hauptmann schaute ihn immer noch an, ungläubig, wartend. Ja, kein Zweifel, er wartete. Du hast ganz recht, mein Pedan, aber die andern haben auch recht. Tut, was ihr wollt. Immer schiebt einer dem andern die Verantwortung zu. Alle wollen es tun, aber keiner will es gewesen sein. Du bist ein Mann, mein Pedan: tu du es.

Lion Feuchtwanger: Der Jüdische Krieg, Berlin 1932, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 57f.

Friedrich Wilhelm Foerster

* *02.06.1869 in Berlin*

† *09.01.1966 in Kilchberg bei Zürich*

Friedrich Wilhelm Foerster war ein deutscher Philosoph, Sozialpädagoge und Pazifist. Er ist der Bruder des für Potsdam bedeutenden Staudenzüchters Karl Foerster und Sohn des Astronomen Wilhelm Julius Foerster. Bereits im Wilhelminischen Kaiserreich wurde Foerster wegen seines ausgeprägten Pazifismus und seiner öffentlich bekannten Kritik an der deutschen Kriegspolitik im Ersten Weltkrieg geächtet. Mit dieser Haltung war er eine seltene Ausnahme im Deutschen Kaiserreich. 1922 flüchtete er wegen Morddrohungen gegen ihn in die Schweiz. Besonders in der Weimarer Republik kämpfte er vom Ausland aus gegen den aufkeimenden Nationalsozialismus und erneut erstarkenden Militarismus. Foerster setzte sich für eine Pädagogik ein, die den mündigen und verantwortungsbewussten Staatsbürger heranzubilden versucht. Seine Werke wurden am 10. Mai 1933 bei den Feuersprüchen erwähnt und verbrannt.

Aus „Weltpolitik und Weltgewissen. Die revolutionäre und die gewaltlose Methode“ (1919)

” In allen Schichten unseres Volkes gibt es heute Menschen, die im Anblick der scheinbar fast unüberwindlichen Widerstandskraft des alten Systems alle ihre Hoffnung auf den Ausbruch einer deutschen Revolution setzen. Sie machen sich nicht klar, daß es ja doch gerade dieses Vertrauen auf die blinde Gewalt ist, worin das Wesen des alten Systems beruht, und daß dessen Dauerhaftigkeit zu einem nicht geringen Teil eben dadurch zu erklären ist, daß selbst so viele von denen, die etwas Neues wollen, doch noch ganz in dem alten Zwangs- und Gewaltglauben steckengeblieben sind und dadurch unablässig, wenn auch unbewußt, die Autorität jener alten Methoden in Geltung erhalten - auch wenn sie diese Methoden für ganz neue Ziele benutzen wollen. Der Glaube an die Methoden der

mechanischen Überwältigung kann nur durch den ganz konsequenten Glauben an das der Gewalt entgegengesetzte geistige Prinzip überwunden werden. Wer den äußeren Krieg nur durch den inneren Krieg überwinden zu können glaubt, der wird erleben, wie schnell aus der Heiligung der innerpolitischen Gewalt aufs neue der nach außen gerichtete Imperialismus geboren wird. In diesem Weltkonflikte geht es aufs Ganze, nicht auf die bloße Ablösung einer Form der Vergewaltigung durch eine andere; Heilung kommt nur in dem Maße, als das Programm der Verständigung aus einer bloßen äußeren Technik des Friedensschlusses zu einem sittlichen Bekenntnis geworden ist, das den gesamten menschlichen Interessenausgleich zu durchdringen beansprucht.

Die Gewaltmethode ist zugleich die antisoziale und antidemokratische Methode, bei der sich ein Wille rücksichtslos durchsetzt, statt daß zwei Willen eins werden - nur dort aber, wo diese Einheit von zwei Lebenskräften zustande kommt, nur dort wird »Vergesellschaftung« hervorgebracht, alles andere ist Zerspaltung der menschlichen Gesellschaft, auch wenn für den Augenblick ein noch so blendender Scheinerfolg von Einheit und Ordnung geschaffen wird. Die Menschheit geht durch drei Entwicklungsphasen: In der ersten Phase herrscht die bloße Gewalt. In der zweiten Phase wird das Recht durch Gewaltmittel im Leben begründet; das auf solchem Grunde entstandene Recht aber vermag die echte Rechtsgesinnung noch nicht zu schaffen; für die dritte Phase, in der das Recht durch die gewaltlose Methode verwirklicht wird, scheint das Läuterungsfeuer dieses Krieges die Kulturmenschheit vorzubereiten.

Friedrich-Wilhelm Foerster: Weltpolitik und Weltgewissen, München 1919, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 303f.

Christian Johann Heinrich Heine

** 13.12.1797 in Düsseldorf †17.02.1856 in Paris*

Deutscher Dichter, Schriftsteller und Journalist des 19. Jahrhunderts. Heinrich Heine gilt als bedeutendster Dichter der Romantik und zugleich als Bindeglied zu deren Überwindung. Er bemühte sich, die Alltagssprache in die Lyrik einfließen zu lassen und erhob Feuilleton und Reisebericht zur literarischen Kunstform. Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts erhielt dadurch eine ungekannte sprachliche Eleganz und Leichtigkeit. Seine Werke gehören zu den am häufigsten übersetzten und vertonten Zeugnissen deutscher Literatur. Heines wirken als kritischer und politisch engagierter Zeitgeist, Journalist, Essayist, Satiriker und Polemiker machten ihn zur bewunderten und gefürchteten öffentlichen Person. Seine jüdische Herkunft und kritisches Wirken in der Öffentlichkeit führten zu Anfeindungen und der Ausgrenzung seiner Person. Heine war ein Grenzgänger. Zu Zeiten des Nationalsozialismus werden seine Werke verboten und 1933 bei der Bücherverbrennung vernichtet.

Aus „Was aber die Liebe ist“ (1830)

„ Was Prügel sind, das weiß man schon; was aber die Liebe ist, das hat noch keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebens ist uns zumute, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter erfindet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswohin zu leiten vermöchte. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie, wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um

hineinzuschlüpfen: manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichtiges Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit ruhig darin liegt, bis der Frühling kommt und das kleine Samenkorn aufsprießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt.

Dieselbe Sonne, die im Niltal ägyptens Krokodileneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebessaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen * dann gibt es Tränen in ägypten und Potsdam. Aber Tränen sind noch lange keine Erklärungen * Was ist die Liebe? hat keiner das Rätsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Rätsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Hat keiner ihr Wesen ergründet? hat keiner das Rätsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Rätsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Rätsel auflöst – Oh, ich will dieses Auflösungswort niemals wissen, das brennende Elend in meinem Herzen ist mir immer noch lieber als kalte Erstarrung. Oh, sprecht es nicht aus, ihr gestorbenen Gestalten, die ihr schmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Rosengärten dieser Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den törichtchen Gesellen herablächelt, der den Duft der Rosen preist und über Dornen klagt. Wenn ich dir aber, lieber Leser, nicht zu sagen vermag, was die Liebe eigentlich ist, so könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man sich gebärdet und wie einem zumut ist, wenn man sich auf den Apenninen verliebt hat. Man gebärdet sich nämlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felsen und glaubt, die ganze Welt tanze mit.

Heinrich Heine: Was aber die Liebe ist, aus: „Die Bäder von Lucca“, Erstausgabe 1830, Heinrich Heine, Werke und Briefe in zehn Bänden. Bd. 3, Berlin und Weimar 1972.

Albert Hotopp

** 20.09.1886 in Berlin*

† 01.08.1942 in Butowo bei Moskau

Aufgewachsen in ärmlichsten Verhältnissen in Berlin war Hotopp bis zum Ersten Weltkrieg als Kellner, Seemann und Monteur tätig. Als Soldat beteiligte er sich an der Novemberrevolution 1918. Er war bis 1923 für USPD und KPD tätig. Aktiv beteiligte er sich am Kampf gegen den Kapp-Putsch und wurde wegen Hochverrats verurteilt. Von 1923 bis 1925 begann er im Gefängnis seine schriftstellerische Arbeit. Nach seiner Entlassung wirkte er am Aufbau des Kurierdienstes der KPD mit. 1930 veröffentlichte er das Buch „Fischkutter H.F. 13“, welches 1933 verbrannt wurde. 1934 flüchtete er nach Moskau und war dort am Institut für Fremdsprachen tätig. Nach seiner Verhaftung im Jahr 1941 wurde er 1942 in Butowo bei Moskau hingerichtet. Seine Rehabilitierung erfolgte im Jahr 1960.

Aus de Biografie von Albert Hotopp (1931)

„ Geboren bin ich in der Großstadt Berlin, in einem grauen Quartier des Ostens draußen an der Peripherie der Stadt. [...] Die Großstadt begann ihr Gesicht zu verändern. Die Entwicklung der Technik zwang ihr dieses Gesicht auf. Die Fabriken verlegten ihre Produktionsstätten und zogen aus der Regellosigkeit der Stadt hinaus in die Vorstädte. Die Ersten Zusammenschlüsse verwandter Fabrikationszweige begannen und auf der anderen Seite teilten sich solche Betriebe, die mehrfache Produktionsart hatten. Während dieser Zeit wuchs ich auf. Die Löhne der Arbeiter in den Fabriken waren jammervoll, die Arbeitszeit unbegrenzt. Mein Vater war Schmied in einer Fabrik und verdiente bei zehnstündiger Arbeitszeit achtzehn Mark die Woche. Mit diesem Geld konnte die Familie nie richtig ernährt werden, noch zumal die Krankheiten uns Kinder nie verließen. Die Mutter ging in so genannte „feine Häuser“ waschen. Sie verdiente hinzu, aber eine Waschfrau war damals das niedrigste Lebewesen unter uns Menschen und bekam

infolgedessen auch den erbärmlichsten Lohn. Meine Eltern sahen notgedrungen zu, wie ich Kinderarbeit verrichtete, um noch ein paar Mark zum Haushalt hinzuzuverdienen. Kinderarbeit war nichts Seltenes im Kulturstaat Deutschland, die Kinder wurden rücksichtslos ausgebeutet. Als zehnjähriger begann ich zu arbeiten. Am leichtesten bekam man damals Arbeit als Frühstücksjunge. Man musste Milch und Backware früh in die Häuser tragen. Da die Arbeitszeit früh begann, musste ich gleichzeitig schon früh um vier Uhr mit meiner Arbeit anfangen. Viel Schlaf bekam ich durch diese Beschäftigung in der Jugend nicht und habe mich später dadurch an die Rationalisierung des Schlafes gewöhnt.

Zur Verfügung gestellt von Pete Heuer aus dem Nachlass von Albert Hottop.

Aus „Fischkutter H.F. 13“ (1930)

” Das Dorf hatte nach seiner Einwohnerzahl geschätzt, den größten Prozentsatz an Witwen im gesamten Reiche. Langsam fanden sich die Frauen der Fischer mit dem Verlust ihrer Männer ab. Die meisten von ihnen hatten nicht einmal einen Platz auf dem Friedhof, wo der Mann lag; sein Körper trieb irgendwo auf dem Grund der Nordsee, die ihre Beute festhielt und selten heraus gab. Manchmal gab die See ihre Opfer frei. Dann schwemmte mit der Strömung an einer Insel der Nordsee ein nicht zu erkennender Körper an. Den begruben die Inselbewohner dann auf dem Friedhof der Namenlosen, als namenlosen Toten des Meeres. Dieser Tote erhielt eine Nummer und existierte als Zahl im Totenregister der Insel fort. Irgendwie schufen sich diese Fischerfrauen im Rahmen der Grenzpfähle des Dorfes ein neues Leben, das aber immer in irgendeinem Zusammenhang mit dem Meer und mit den Fischen stand. Selten war es, dass sie außerhalb ihres Dorfes einen Beruf suchten, um weiterzuleben; das Dorf hielt sie fest, es umgab sie wie ein eiserner Ring, dem sie nicht ent schlüpfen konnten.

Zur Verfügung gestellt von Pete Heuer aus dem Nachlass von Albert Hottop.

Erich Kästner

** 23.02.1899 in Dresden † 29.07.1974 in München*

Deutscher Schriftsteller, Drehbuch- u. Kinderbuchautor und Dichter. Kästner wächst in kleinbürgerlichen Verhältnissen des Arbeitermilieus auf, maßgeblich geprägt durch sein sozialdemokratisches Elternhaus. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit verfasste Kästner auch einige Artikel für die zeitweise in Potsdam erscheinende Zeitschrift „Die Weltbühne“ und hielt sich auch in Potsdam auf. Mit dem Vorwurf einer kultur-bolschewistischen Haltung zu sympathisieren, wurde ihm die Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer 1933 verwehrt. Trotz Publikationsverbotes blieb Kästner in Deutschland, um als Zeuge und Chronist die nationalsozialistische Zeit zu dokumentieren.

Aus „Sachliche Romanze“ (1928)

„ Sie gingen ins kleinste Café am Ort
Und rührten in ihren Tassen.
Am Abend saßen sie immer noch dort.
Sie saßen allein, und sie sprachen kein Wort
Und konnten es einfach nicht fassen.

Erich Kästner, Herz auf Taille – Lärm im Spiegel,
Erstausgabe 1928, Hildesheim 2008, S. 5.

Aus „Knigge für Unvermittelte“ (1928)

„ Ihr sollt nicht denken, wenn ihr sprecht!
Gehirn ist nichts für kleine Leute.
Den Millionären geht es schlecht.
Ein neuer Krieg käm ihnen recht.
So macht den Ärmsten doch die Freude!

Erich Kästner, Herz auf Taille – Lärm im Spiegel, Erstausgabe
1928, Hildesheim 2008, S. 39.

Stimmen aus dem Massengrab (1928)

„ Wir haben Dreck im Mund. Wir müssen schweigen.
Und möchten schreien, bis das Grab zerbricht!
Und möchten schreiend aus den Gräbern steigen!
Wir haben Dreck im Mund. Ihr hört uns nicht.

Erich Kästner, Herz auf Taille – Lärm im Spiegel, Erstausgabe
1928, Hildesheim 2008, S. 67.

Aus „Die Zeit fährt Auto“ (1928)

”

Die Zeit fährt Auto. Doch kein Mensch kann lenken.
Das Leben fliegt wie ein Gehöft vorbei.

Minister sprechen oft vom Steuersenken.

Wer weiß, ob sie im Ernste daran denken?

Der Globus dreht sich und geht nicht entzwei.

Erich Kästner, Herz auf Taille – Lärm im Spiegel, Erstausgabe 1928, Hildesheim 2008, S. 109.

Aus „Fabian“ (1931)

”

»Meine Herren«, sagte er. »Daß es mit Deutschland so nicht weitergehen kann, darüber sind wir uns wohl alle einig. Und daß man jetzt versucht, mit Hilfe der kalten Diktatur unhaltbare Zustände zu verewigen, ist eine Sünde, die bald genug ihre Strafe finden wird. Trotzdem hat es keinen Sinn, wenn Sie einander Reservelöcher in die entlegensten Körperteile schießen. Und wenn Sie besser getroffen hätten und nun ins Leichenschauhaus führen, statt in die Klinik, wäre auch nichts Besonderes erreicht.[«]

Erich Kästner, Fabian, Erstausgabe 1931, München 2009, S. 65f.

Aus „Der 35. Mai“ (1931)

”

„Entsetzlich ist es“, sagte Konrad. „Alle, die gut rechnen können, haben die Südsee auf. Weil wir keine Phantasie hätten! Die anderen sollen den Bau eines vierstöckigen Hauses beschreiben. So was ist natürlich eine Kinderei gegen die Südsee. Aber das hat man davon, daß man gut rechnen kann.“

„Du hast zwar keine Phantasie, mein Lieber“, erklärte Onkel Ringelhuth, „doch du hast mich zum Onkel, und das ist genauso gut. Wir werden deinem Herrn Lehrer eine Südsee hinlegen, die sich gewaschen hat.“

Erich Kästner, „Der 35. Mai“, Erstausgabe 1931, Berlin 1968, S. 6ff.

Irmgard Keun

** 06.02.1910 in Berlin † 05.05. 1982 in Köln*

Schauspielerin und Romanautorin, die in ihrem literarischen Schaffen wesentlich durch die Begegnung mit Alfred Döblin (1878 – 1957, Arzt und Schriftsteller) geprägt wurde. Dieser ermutigte sie zum Schreiben und der Vollendung ihres Erstlingswerks „Gilgi - eine von uns“ (Berlin 1931). Ebenso wie der erste Roman wurde auch ihr zweites Werk „Das kunstseidene Mädchen“ (Berlin 1932) ein großer Erfolg. Beide Romane wurden 1933 von den Nationalsozialisten als antideutsche Literatur auf die Schwarze Liste zu verbrennender und verbannender Bücher gesetzt. 1935 verließ Keun Deutschland, wohin sie aber 1940 verdeckt im Untergrund zurückkehrte. Im Nachkriegsdeutschland konnte sie an alte Erfolge nicht anknüpfen. Sie wurde erst in den achtziger Jahren wieder entdeckt.

Aus „Das kunstseidene Mädchen“ (1932)

„ Springt doch der Kerl auf und umklammert mich und atmet wie eine Lokomotive kurz vor der Abfahrt. Ich sage nur: aber - und versuche, seine widerlichen langen Knochenfinger von mir loszumachen, und war wirklich verwirrt, denn ich hatte mit dem allem doch erst vier Wochen später gerechnet und sehe wieder, daß man nie auslernt. Und er sagt: „Kind, verstell dich doch nicht, ich weiß doch seit lange, wie es mit dir steht und wie dein Blut nach mir drängt.“ Also ich kann nur sagen, ich wunderte mich von neuem, wie ein Mann, der doch studiert hat und schlau wird aus Blasewitz seine Backzähne, derartig dumm sein kann. Und Hubert war schuld und mein leerer Magen und alles so plötzlich und die Pickel und daß er einen Mund machte wie ein Kletterfisch - war alles schuld, daß ich die Situation verlor. Und flüsterte so albernes Zeug - so das übliche- und will zu dem kalten Ledersofa mit mir - und noch nicht mal zu Abend gegessen und womöglich hinterher doch noch die Briefe neu schreiben - zutrauen kann man so einem Rechtsanwalt alles - also das war mir zu dumm. Ich sag nur ganz ruhig:

„Wie können Sie mein Kleid so zerknautschen, wo ich ohnehin nichts anzuziehen habe!“ Und das war ein Wink und eine Prüfung, und von seiner Antwort hing es ab, ob ich ihn sanft und anständig abweisen würde oder gemein werden. Natürlich kam, was ich erwartet hatte: „Kind, wie kannst du jetzt an sowas denken, und nackt ohne Kleider bist du mir am liebsten.“

Da blieb mir glatt der Verstand stehen. Ich trete ihn gegens Schienbein von wegen Loslassen und frage: „Nun sagen Sie mal, Sie blödsinniger Rechtsanwalt, was denken Sie sich eigentlich? Wie kann ein Studierter wie Sie so schafsdämlich sein und glauben, ein junges hübsches Mädchen wäre wild auf ihn. Haben Sie noch nie in den Spiegel gesehn? Ich frage Sie nur, was für Reize haben Sie?“

Es wäre mir interessant gewesen, eine logische Antwort zu kriegen, denn ein Mann muß doch schließlich etwas denken. Sagt er nur statt dessen: „Also so eine bist du!“

Und zieht das „so“ wie ein Gummi-Arabicum. Ich nur: „So oder nicht so - es ist mir ein Naturereignis, zu sehen, wie Sie blau anlaufen vor Wut, und ich hätte nie gedacht, daß Sie noch mieser werden können, als Sie ohnehin schon sind - und haben eine Frau, was sich die Haare gelb färbt wie ein hartgekochtes Eidotter und für viel Geld Kosmetik macht und in einem Auto rumsaust und nichts tut den ganzen Tag an solider Arbeit - und ich soll mit Ihnen für nichts und wieder nichts - nur aus Liebe --“

Und hau ihm den Brief mit Blasewitz Backenzähnen in seine Pickel, denn wo nun schon alles verdorben war, wollte ich auch meinem Temperament mal ganz freie Bahn lassen. Natürlich kündigte er mir zum nächsten Ersten. Ich sagte nur: „Ich hab's auch satt bei Ihnen, und geben Sie mir noch ein Monatsgehalt, dann komme ich morgen schon nicht mehr wieder.“

Das kunstseidene Mädchen, Erstausgabe 1932, Berlin 2012, S. 22-27.

Edlef Köppen

** 01.03.1893 in Genthin † 21.02.1939 in Gießen*

Schriftsteller, der auch unter dem Pseudonym Joachim Felde veröffentlichte. Seine Schulzeit verbrachte er in Potsdam. Der Kriegsdienst unterbricht 1914 sein Studium der Philologie, Philosophie und Kunstgeschichte. Dort wurde er schwer verwundet und verweigerte 1918 den militärischen Dienst. Nach Studienende arbeitete er ab 1921 beim Verlag Gustav Kiepenheuer in Potsdam als Lektor, bis er 1925 in die literarische Abteilung des Berliner Rundfunks wechselte. Dort wurde er 1933 durch die Nationalsozialisten fristlos entlassen. Köppen verweigerte stets eine Zusammenarbeit mit der NSDAP. Als literarisches Hauptwerk gilt der Anti-Kriegsroman „Heeresbericht“ (1930) in einer Zeit erneut aufkommender Kriegseuphorie in der Literatur. 1939 stirbt er an den Folgen seiner Weltkriegsverletzung.

Aus „Heeresbericht“, 2. Kapitel (1930)

” In der Nacht zum 20. Januar 1915 bekam der Kriegsfreiwillige Adolf Reisiger den Befehl, sich am nächsten Morgen 5 Uhr 30 in der Feuerstellung der 1. Batterie F.A.R. 96 zu melden.

Sachen packen. Schnürstiefel in den Tornister, Kochgeschirr gereinigt, Trinkbecher abgewaschen, die Decke gerollt. Reisiger machte sich auf den Weg. Die anderen schliefen. Adieu zu sagen, verbot der soldatische Anstand. Wegweiser gab es nicht. Auch der Posten am Dorfende hatte keine Ahnung von der Feuerstellung 1/96. Er gab den Rat, immer dorthin zu gehen, wo die Leuchtkugeln aufstiegen und wo zuweilen einem rötlichen Blitz ein dumpfer Schlag folgte. Reisiger war voller Aufregung. Vor ihm, das wußte er, liegen Kameraden. Aber neben ihm dehnt sich die schwarze Ungewißheit. Was ist »die Front«? Und was ist »der Feind«, der irgendwo lauert, nahe oder fern, und dessen Fangarme man nicht abschätzen kann?

Die breite Chaussee, an der rechts und links Pappeln stehen, war einstweilen eine zuverlässige Richtschnur.

Reisiger marschierte. Einmal gab es einen Schreck. Hinter ihm fauchte es, brach ein Lärm aus, näherte sich mit unsinniger Geschwindigkeit. Reisiger sah sich um, erblickte nichts. Hörte lauter, sprang links hinter einen Baum. Dann: ein Motorradfahrer, unbeleuchtet, jagte an ihm vorüber. Und wieder Ruhe.

Aus einer Stunde Marsch waren zwei geworden.

Die Uhr zeigte 5 Uhr 10. Längst hatten es die weißen Leuchtkugeln aufgegeben, dem schwarzen Himmel Konkurrenz zu machen. Auch die dumpfen Schläge hatten aufgehört. Es war eine absolute Stille. Nichts regte sich. Das Gefühl »Mir geht es gut« nahm Besitz von Reisiger. Er ging schneller. Am liebsten hätte er gesungen. Aber ein Absatz aus den Dienstvorschriften stieg vor ihm auf, der besagte, daß man am Feind nicht singen, nicht sprechen, nicht einmal rauchen darf.

Da gab es einen kurzen, harten Knall neben seinem Ohr. Ein singender Ton zog an ihm vorüber, beinahe: als zwitschere ein Vogel. Der Ton endete mit einem harten Schlag drüben an einem Baum.

Das war ein Gewehrschuß! Der zerschlug kurz und bündig alle Gedanken an Wohlbefinden, an Rauchgelüste. Reisiger steckte die Hände in die Taschen und ging noch schneller. Schließlich sah er links, dicht an der Chaussee, matten, gelblichen Lichtschein. Nach wenigen Minuten ein halblautes »Halt, wer da?«. Die Batterie 1/96 war erreicht.

Erdlef Köppen: Heeresbericht, Erstausgabe 1930, München 2004, S. 26f.

Rosa Luxemburg

** 05.03.1871 in Zamość in Russisch-Polen*

† 15.01.1919 in Berlin

Marxistin, einflussreiche Vertreterin der europäischen Arbeiterbewegung und des „Proletarischen Internationalismus“. Sie wirkte vor allem in der polnischen und deutschen Sozialdemokratie als marxistische Theoretikerin und Antimilitaristin. Gegen die Kriegsunterstützung der SPD gründete sie zu Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 die „Gruppe Internationale“ und leitete mit Karl Liebknecht den daraus hervorgegangenen Spartakusbund. Sie verfasste zahlreiche zeit-kritische Aufsätze und ökonomische Analysen. Vor 1914 engagierte sie sich vor allem in der Leipziger Volkszeitung als auch während ihrer Haftzeit und der Novemberrevolution als Herausgeberin der Zeitung „Die Rote Fahne“. Am Jahreswechsel 1918/19 gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern und programmatischen Köpfen der KPD. Nach der Niederschlagung des Spartakusaufstandes wurde sie zusammen mit Karl Liebknecht am 15. Januar 1919 von Angehörigen der Garde-Kavallerie-Schützen-Division in Berlin ermordet. Nach den Morden kam es in ganz Deutschland zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen, die bis Ende Mai 1919 anhielten.

Aus „Die Russische Revolution“ (1922)

„ Gewiß, jede demokratische Institution hat ihre Schranken und Mängel, was sie wohl mit sämtlichen menschlichen Institutionen teilt. Nur ist das Heilmittel, das Trotzki und Lenin gefunden: die Beseitigung der Demokratie überhaupt, noch schlimmer als das Übel, dem es steuern soll: es verschüttet nämlich den lebendigen Quell selbst, aus dem heraus alle angeborenen Unzulänglichkeiten der sozialen Institutionen allein korrigiert werden können. Das aktive, ungehemmte, energische politische Leben der breitesten Volksmassen.

Nehmen wir ein anderes frappantes Beispiel: das von der Sowjetregierung Ausgearbeitete Wahlrecht. Es ist nicht

ganz klar, welche praktische Bedeutung diesem Wahlrecht beigemessen ist. Aus der Kritik Trotzki und Lenins an den demokratischen Institutionen geht hervor, daß sie Volksvertretungen aus allgemeinen Wahlen grundsätzlich ablehnen und sich nur auf die Sowjets stützen wollen. Weshalb dann überhaupt ein allgemeines Wahlrecht ausgearbeitet wurde, ist eigentlich nicht ersichtlich. Es ist uns auch nicht bekannt, daß dieses Wahlrecht irgendwie ins Leben eingeführt worden wäre; von Wahlen zu einer Art Volksvertretung auf seiner Grundlage hat man nichts gehört. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß es nur ein theoretisches Produkt sozusagen vom grünen Tisch aus geblieben ist; aber so wie es ist, bildet es ein sehr merkwürdiges Produkt der bolschewistischen Diktaturtheorie.

Jedes Wahlrecht, wie überhaupt jedes politische Recht, ist nicht nach irgendwelchen abstrakten Schemen der »Gerechtigkeit« und ähnlicher bürgerlich demokratischer Phraseologie zu messen, sondern an den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, auf die es zugeschnitten ist. Das von der Sowjetregierung ausgearbeitete Wahlrecht ist eben auf die Übergangsperiode von der bürgerlich-kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaftsform berechnet, auf die Periode der proletarischen Diktatur. Im Sinne der Auslegung von dieser Diktatur, die Lenin-Trotzki vertreten, wird das Wahlrecht nur denjenigen verliehen, die von eigener Arbeit leben, und allen anderen verweigert.

Nun ist es klar, daß ein solches Wahlrecht nur in einer Gesellschaft Sinn hat, die auch wirtschaftlich in der Lage ist, allen, die arbeiten wollen, ein auskömmliches, kulturwürdiges Leben von eigener Arbeit zu ermöglichen.

Rosa Luxemburg: Die russische Revolution, Aus den Nachlass herausgegeben und eingeleitet von Paul Levi, Berlin 1922, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 139f.

Heinrich Mann

* 27.03.1871 in Lübeck;

† 11.03.1950 in Santa Monica, Kalifornien

Deutscher Schriftsteller. Sein 1905 veröffentlichter Roman „Professor Unrat oder das Ende eines Tyrannen“ sorgt im Deutschen Kaiserreich für Aufsehen. In dem Werk wird die wilhelminische Gesellschaft mit ihrer Kriegseuphorie und Autoritätsgläubigkeit konfrontiert. Mit dem Werk „Der Untertan“ zeichnete Heinrich Mann ein weiteres Gesellschafts- und Rollenbild des Kaiserreichs im Vorfeld des Ersten Weltkrieges. Das Buch erscheint jedoch erst nach dem Ersten Weltkrieg und bringt Heinrich Mann große Anerkennung ein. Während der Weimarer Republik verstärkt Mann sein politisches Engagement und beteiligte sich aktiv an der expressionistisch pazifistisch-sozialistischen Bewegung. 1930 nahm er die Präsidentschaft der Preußischen Akademie der Künste, der Sektion Dichtkunst an. Erst 1933 wurde er durch die Nationalsozialisten von dieser Position entfernt und ausgeschlossen. Seit 1931 beteiligte sich Heinrich Mann mehrmals an Aufrufen zum Schulterschluss zwischen SPD und KPD gegen die nationalsozialistischen Machthaber. Im Februar 1933 floh er schließlich über die Tschechoslowakei, Frankreich und Spanien nach Kalifornien, von wo aus er weiterhin mit Schriften gegen den Nationalsozialismus ankämpfte. Immer im Schatten seines weltberühmten Bruders Thomas Mann kann Heinrich an seine früheren Erfolge nicht mehr anknüpfen.

Aus „Professor Unrat“, 1. Kapitel (1905)

„ Da er Raat hieß, nannte die ganze Schule ihn Unrat. Nichts konnte einfacher und natürlicher sein. Der und jener Professor wechselten zuweilen ihr Pseudonym. Ein neuer Schub Schüler gelangte in die Klasse, legte mordgierig eine vom vorigen Jahrgang noch nicht genug gewürdigte Komik an dem Lehrer bloß und nannte sie schonungslos bei Namen. Unrat aber trug den seinigen seit vielen Generationen, der ganzen Stadt war er geläufig, seine Kollegen benutzten ihn außerhalb des Gymnasiums und auch drinnen, sobald er

den Rücken drehte. Die Herren, die in ihrem Hause Schüler gepflegten und sie zur Arbeit anhielten, sprachen vor ihren Pensionären vom Professor Unrat. Der aufgeweckte Kopf, der den Ordinarius der Untersekunda hätte neu beobachten und nochmals abstempeln wollen, wäre nie durchgedrungen; schon darum nicht, weil der gewohnte Ruf auf den alten Lehrer noch so gut seine Wirkung übte wie vor sechsundzwanzig Jahren. Man brauchte nur auf dem Schulhof, sobald er vorbeikam, einander zuzuschreien: »Riecht es hier nicht nach Unrat?« Oder: »Oho! Ich wittere Unrat!«

Und sofort zuckte der Alte heftig mit der Schulter, immer mit der rechten, zu hohen, und sandte schief aus seinen Brillengläsern einen grünen Blick, den die Schüler falsch nannten, und der scheu und rachsüchtig war: der Blick eines Tyrannen mit schlechtem Gewissen, der in den Falten der Mäntel nach Dolchen späht. Sein hölzernes Kinn mit dem dünnen, graugelben Bärtchen daran klappte herunter und hinauf. Er konnte dem Schüler, der geschrien hatte, »nichts beweisen« und mußte weiterschleichen auf seinen magern, eingeknickten Beinen und unter seinem fettigen Maurerhut. Zu seiner Jubelfeier im Vorjahr hatte das Gymnasium ihm einen Fackelzug gebracht. Er war auf seinen Balkon getreten und hatte geredet. Während alle Köpfe, in den Nacken gelegt, zu ihm hinaufsahen, war plötzlich eine unschöne Quetschstimme losgegangen: »Da ist Unrat in der Luft!« Andere hatten wiederholt: »Unrat in der Luft! Unrat in der Luft!«

Der Professor dort oben fing an zu stottern, obwohl er den Zwischenfall vorausgesehen hatte, und sah dabei jedem der Schreier in den geöffneten Mund. Die andern Herren standen in der Nähe; er fühlte, daß er wieder einmal »nichts beweisen« könne; aber er merkte sich alle Namen.

Heinrich Mann, Professor Unrat, München 1905, Frankfurt a. M. 2007, S. 7-9.

Klaus Mann

** 18.11.1906 in München † 21.05.1949 in Cannes*

Sohn von Thomas Mann und bedeutender Vertreter der deutschsprachigen Exilliteratur nach 1933. Klaus Mann begann seine literarische Laufbahn in der Zeit der Weimarer Republik als Außenseiter, da er in seinem frühen Werk vor allem tabuisierte Themen verarbeitete. Nicht zuletzt versuchte er aus dem übermächtig scheinenden Schatten seines berühmten Vaters zu treten und bewunderte eher seinen Onkel Heinrich Mann. 1925 veröffentlichte er sein erstes Werk, den Novellenband „Vor dem Leben“ im Gebrüder Enoch Verlag. Im gleichen Jahr bekannte er sich öffentlich zu seiner Homosexualität. Sein Roman „Der fromme Tanz“ gilt als einer der ersten deutschsprachigen Romane, die das Thema Homosexualität aufgreifen. Nach seiner Emigration aus Deutschland im Jahr 1933 orientierte er sich thematisch neu und positionierte sich als kämpferischer Literat gegen den Nationalsozialismus. 1943 nimmt er im amerikanischen Exil die US-amerikanische Staatsbürgerschaft an. Anerkennung fand sein Werk erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Am 21. Mai 1949 starb er nach einer Überdosis Schlaftabletten in Cannes.

Aus „Der fromme Tanz“ (1925)

” Vier Menschen sitzen, alle ziemlich weit voneinander entfernt, im großen Zimmer verteilt - vier Menschen im raucherfüllten Pensionszimmer. Zwei von ihnen erheben sich, da das Grammophon besonders raffiniert schmachtet und lockt, treffen sich in der Mitte des Zimmers, umschlingen sich, ohne etwas zu sagen und rhythmisch schreiten sie auf und ab.

Niels tanzt einen Tango mit Fräulein Franziska, während Andreas und Paulchen ihnen zuschauen dabei. Da sich die Musik nun aber einen besonders innigen und zärtlichen Aufschwung gibt, stehen die beiden auch auf, umschlingen sich auch und tanzen ihrerseits miteinander, allerdings schiefer, hingeebener, weniger nach der Regel als das erste Paar, welches sich, wohl unterm Einfluß der Dame,

mehr aufs Korrekte beschränkt. Paulchen und Andreas wandern mit langen, exaltierten Schritten, die Köpfe schräg gegeneinander gelegt, über den Teppich - aber Niels und Franziska drehen sich während dem mitten im Raum mit winzig kleinen Schrittchen im Kreis, wobei sie sich plötzlich fester umschlungen halten und mit ernsten Augen das verwirrend leidenschaftliche Spiel ihrer Fußspitzen beobachten. - So erfordert's der Tango.

Sobald die Musik abbricht, lassen Paulchen und Andreas sich los, verneigen sich, hastig lächelnd, noch voreinander, und dann geht jeder an seinen Platz. Aber Niels läßt seinen Arm um Fräulein Franziskas Taille liegen, und nebeneinander setzen sie sich aufs Bett. - Sie redeten ein wenig, aber ihre Worte kamen aus großer Entfernung, und es war, als könnte der eine die des anderen nicht hören. »Du sitzt ja so komisch«, sagte Fräulein Franziska zu Andreas hinüber, »so gebückt --.« Und sie versuchte zu lachen. Und von wo ganz anders her ließ sich Paulchens hohe Stimme vernehmen: »Die Tangos vom vorigen Jahr waren trotz allem sympathischer-«, während Niels plötzlich um Zigaretten bat.

Sie saßen mit gesenkten Stirnen wie vor einem Wind, und ihre Blicke kreuzten sich wie ihre Worte. Während Paulchens glanzlose Augen matt auf Andreas lagen, schaute dieser ganz bewegungslos zu Niels hinüber. Fräulein Franziska ließ den schwarzen Blick nicht von Andreas' Gesicht, als wollte sie es ganz und gar erkennen, und trotzdem zuckte sie nicht zusammen unter Niels Berührung, der sie mit beiden Händen streichelte, dicht an sie gelehnt, so daß sie den frischen Duft seines Haares atmen konnte, und der ganz deutlich und hell zu ihr sagte: »So gut wie heute hast du mir noch nie gefallen -.« Sie wehrte sich auch nicht, als er sie dann aufs Bett hinunterzog, ruhig ließ sie's geschehen.

Klaus Mann: Der Fromme Tanz, Hamburg 1925, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 475f.

Erich Mühsam

*** 06.04.1878 in Berlin; † 10.07.1934 in Oranienburg**

Anarchistischer deutscher Schriftsteller, Publizist und Antimilitarist. Mühsam wurde in Berlin als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Lübeck auf. Seit 1909 lebte er in München-Schwabing und gründete dort die dem Sozialistischen Bund angehörenden Gruppen „Tat“ und „Anarchist“. Zielsetzung war die Agitation des Subproletariats für den Anarchismus. Mühsam war eine Zentralfigur der Schwabinger Bohème und in diesen Kreisen zum Beispiel befreundet mit Heinrich Mann, Frank Wedekind, Lion Feuchtwanger und Fanny zu Reventlow. In seinem politischen Wirken war er vor allem an der Ausrufung der Münchner Räterepublik beteiligt. Dafür wurde er zu 15 Jahren Festungshaft verurteilt aus der er nach fünf Jahren amnestiert wurde. In den nachfolgenden Jahren setzte er sich in der Roten Hilfe für die Freilassung politischer Gefangener ein. In der Nacht des Reichstagsbrandes vom 27. zum 28. Februar 1933 wurde er von den Nationalsozialisten verhaftet und am 10. Juli 1934 von der SS-Wachmannschaft des KZ Oranienburg ermordet.

Aus „Das Weltparlament“ (1913)

„ Das ganze „Völkerrecht“ mit seinen Einschränkungen der Mordmethoden ist eine aufgelegte Farce. Denn das Bestreben der Staaten, das Massenmorden mit möglichst „humanen“ Mitteln auszuführen, zeigt nichts anderes als den Willen, das Kriegführen selbst für alle Ewigkeit die ultimo ratio der Völker bleiben zu lassen. Dem Soldaten aber dürfte es einigermaßen egal sein, ob er von einer Lanze oder Patrone durchlöchert stirbt, oder ob sein sterbender Leib von einem im Körper platzenden Dumdum-Geschoß auseinandergerissen wird. Ebenso klar ist es, daß die von stets schlagbereiten Regierungen beschickten „Friedenskongresse“ im Haag eher neuen Händeln den Weg bereiten als alten den Boden abgraben können.

Die einzige wirklich aussichtsvolle Agitation gegen den Krieg wird bis jetzt von den revolutionären Antimilitaristen

betrieben, die in der richtigen Erkenntnis, daß Kriege nicht von Fürsten und Regierungen, sondern vom arbeitenden Volke geführt werden, ihr Wort direkt an die Leidtragenden richten. Die Arbeiter und Bauern jedes Landes sind in der Tat imstande, Kriege zu verhüten, wenn sie im Moment, wo das Unglück droht, ihre Arbeitskraft dem öffentlichen Leben entziehen, den allgemeinen Streik proklamieren und eine wirtschaftliche Krisis heraufbeschwören, die immer noch viel erträglicher ist als die Katastrophen mörderischer Schlachten und völliger Vernichtung des geregelten Austausches unter den Menschen, und die zugleich die Möglichkeit, zum Kriege vorzugehen, technisch unterbindet. Dieses Mittel der Kriegsverhinderung wird auf allen internationalen Sozialistenkongressen immer wieder von Engländern und Franzosen vorgeschlagen. Die ablehnende Haltung der deutschen Sozialdemokraten, die für ihre politische Position neben den andern Parteien fürchten, hat aber vorläufig eine Verständigung unter der internationalen Arbeiterschaft stets verhindert. Und daß das Mittel des gegen einen Krieg gerichteten Generalstreiks nur unter Mitwirkung der werktätigen Bevölkerung aller in Frage kommenden Nationen möglich ist, bedarf keiner näheren Begründung.

So stehen wir mit all unserem Friedenswillen heute noch machtlos und mit geschlossenen Augen und Händen den Überraschungen gegenüber, die unkontrollierte Diplomaten aushecken. Von heute auf morgen können die Auswärtigen Ämter der Mächte untereinander Streit bekommen und ungezählte Menschen, die Wertvolles zu tun haben, werden für Angelegenheiten, die sie nicht im geringsten angehen, vor die Kanonenrohre postiert und selbst zum Hinmorden fremder, friedlicher und ihnen durchaus gleichgültiger Nebenmenschen gezwungen.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen eröffnet nun eine neue Möglichkeit, Kriegen vorzubeugen.

Erich Mühsam, Das Weltparlament, in: Kain, 2. Jhg (1912/13), Heft 10 (Januar 1913), S. 145-153.

Carl von Ossietzky

** 03.10.1889 in Hamburg † 04.05. 1938 in Berlin*

Deutscher Journalist, Schriftsteller und Pazifist. Bereits zu Beginn seiner journalistischen Laufbahn verurteilte man ihn für einen militärkritischen Artikel wegen „Beleidigung der Militärjustiz“ zu einer Geldstrafe. 1916 wurde er zum Militärdienst eingezogen und kämpfte im Ersten Weltkrieg nahe Verdun. Die Teilnahme am Krieg bestärkte ihn in seiner pazifistischen Grundhaltung. Auf Kurt Tucholsky folgend übernahm er 1927 die Rolle als Herausgeber der Zeitschrift „Die Weltbühne“. Die Zeitschrift wurde zeitweise in der damals ältesten Druckerei Potsdams, der Druckerei Edmund Stein gedruckt. Unweit dessen verfassten einige der Autoren der „Weltbühne“ ihre Leitartikel im nahe gelegenen Café Heider, damals noch Café Rabin (am Nauener Tor). Im international aufsehen erregenden Weltbühne-Prozess wird Carl von Ossietzky 1931 wegen Spionage verurteilt. Die Zeitschrift hatte auf die verbotene Aufrüstung der Reichswehr aufmerksam gemacht. Am 28. Februar 1933 wurde er erneut verhaftet und die „Weltbühne“ kurz darauf verboten. Die letzte Ausgabe der „Weltbühne“ wurde am 14. März 1933 vernichtet. Ossietzky erhielt 1936 rückwirkend den Friedensnobelpreis für das Jahr 1935, dessen persönliche Entgegennahme ihm jedoch durch die nationalsozialistische Regierung untersagt wurde. Er starb 1938 in einem Berliner Krankenhaus an den Folgen einer Tuberkuloseerkrankung, die er sich während seiner Inhaftierung in verschiedenen Konzentrationslagern (1933-1936) zugezogen hatte.

Aus „Ossietzky spricht. Nach Notizen von Johannes Bückler“ (1932)

„ Seit 1912 habe ich den Krieg bekämpft. Ich gehörte schon vor dem Krieg einer pazifistischen Organisation an. Ich bin kein Novembersozialist oder -pazifist. Was ich im Krieg gesehen, hat meine Meinung über ihn und das Kriegshandwerk durchaus bestätigt. Den Artikel in der ‚Weltbühne‘, der ja nicht von mir selbst stammt, und wegen dessen ich hier angeklagt bin, vertrete ich vollständig. Ich habe niemals lieber vor dem Gericht gestanden als grade

wegen dieses Artikels, der ganz meiner Auffassung entspricht. Doktor Tucholsky, den Verfasser, habe ich 1919 in Berlin in einem Kreise kennen gelernt, aus dem die alljährlich im August stattfindenden „Nie-wieder-Krieg“-Demonstrationen entstanden sind.

1919 erschienen auch in der ‚Weltbühne‘ die ersten pazifistischen Glossen von Tucholsky. Aus jener Zeit stammt die Abneigung des Reichswehrministeriums gegen die ‚Weltbühne‘. Später waren wir geradezu der Gegenpol der Politik des Reichswehrministeriums. Wir Anhänger des Friedens haben die Pflicht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Krieg nichts Heroisches bedeutet, sondern daß er nur Schrecken und Verzweiflung über die Menschheit bringt. Grade weil wir wissen, daß die machtpolitische Situation für uns im Augenblick nicht günstig ist, grade deshalb müssen wir eine lapidare Sprache führen. Aber diese lapidare Sprache geht von Laotse über die Bibel und Kant durch die ganze Literatur. Alle haben den Krieg als Mord und das Soldatenhandwerk als Mörderhandwerk gekennzeichnet.

„Ossietsky spricht. Nach Notizen von Johannes Bückler“ (1932),
Die Weltbühne. 28. Jahrgang 1932, Nummer 27, Seite 8–10.

Aus „Rückkehr“ (1932)

” Im Gefängnis gewesen sein, das ist ein großes Erlebnis, das kein politischer Mensch aus seinem Dasein streichen kann.

Es ist die Berührung mit einer abgesonderten Welt, die eingemauert zwischen uns ragt und von der wir weniger wissen als von Tibet oder der Osterinsel. Das Gefängnis, das heute in Deutschland nicht mehr strafen sondern bessern und erziehen soll, ist damit sozusagen zum Lazarett der bürgerlichen Ordnung avanciert. Ich habe das Gefängnis nicht als ein Haus der gewollten Härte und der traditionellen Quälereien kennen gelernt, aber auch so bleibt es ein Haus des Jammers, in dem hinter jeder Eisentür ein anderer trauriger Globus kreist, durch schicksalsmäßige Verstrickung in dieser Bahn gehalten. Schuld –? In diesem Hause fällt das Wort nicht, hier gibt es nur Opfer.

Carl von Ossietzky: Rückkehr, Die Weltbühne, Jg. 28, Nr. 52,
27. Dezember 1932, S. 925f.

Erich Maria Remarque

*** 22.06.1898 in Osnabrück † 25.11.1970 in Locarno**

Eigentlich Erich Paul Remark, deutscher Schriftsteller, der hauptsächlich pazifistisch geprägte Romane schrieb. Dabei thematisierte er besonders in seinem Werk „Im Westen nichts Neues“ die Grausamkeit des Krieges. In das Werk floßen auch seine eigenen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges ein. 1917 wurde er an die Westfront eingezogen und dort im Feld verwundet. „Im Westen nichts Neues“ erschien 1928 als Vorabdruck in der „Vossischen Zeitung“ und gilt bis heute als einer der bedeutendsten Antikriegsromane. 1930 wurde die Geschichte auch in Hollywood verfilmt. Dieser Film wurde 1933 verboten. Gleiches galt für Remarques Werke, die 1933 mit dem „Feuerspruch“ der deutschen Studentenschaft belegt und am 10. Mai verbrannt wurden. 1938 wurde Remarque die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Eine neue Heimat fand er in den USA.

Aus „Im Westen nichts Neues“ (1929)

„ Dieses Buch soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde - auch wenn sie seinen Granaten entkam. [...]

Es soll eine Patrouille ausgeschildet werden, um festzustellen, wie weit die feindliche Stellung noch besetzt ist. Ich habe wegen meines Urlaubs irgendein sonderbares Gefühl den andern gegenüber und melde mich deshalb mit. Wir verabreden den Plan, schleichen durch den Draht und trennen uns dann, um einzeln vorzukriechen. Nach einer Weile finde ich einen flachen Trichter, in den ich mich hineingleiten lasse. Von hier luge ich aus. Das Gelände hat mittleres Maschinengewehrfeuer. Es wird von allen Seiten bestrichen, nicht sehr stark, aber immerhin genügend, um die Knochen nicht allzu hoch zu nehmen. Ein Leuchtschirm entfaltet sich. Das Terrain liegt erstarrt im fahlen Lichte da. Um so schwärzer schlägt hinterher die Dunkelheit wieder darüber zusammen.

Im Graben haben sie vorhin erzählt, es wären Schwarze vor uns. Das ist unangenehm, man kann sie schlecht sehen, außerdem sind sie als Patrouillen sehr geschickt. Sonderbarerweise sind sie oft ebenso unvernünftig; - sowohl Kat als auch Kropp haben einmal auf Patrouille eine schwarze Gegenpatrouille erschossen, weil die Leute in ihrer Gier nach Zigaretten unterwegs rauchten. Kat und Albert brauchen nur die glimmenden Zigarettenköpfe als Ziel zu visieren. Neben mir zischt eine kleine Granate ein. Ich habe sie nicht kommen gehört und erschrecke heftig. Im gleichen Augenblick faßt mich eine sinnlose Angst. Ich bin hier allein und fast hilflos im Dunkeln - vielleicht beobachten mich längst aus einem Trichter hervor zwei andere Augen, und eine Handgranate liegt wurffertig bereit, mich zu zerreißen. Ich versuche mich aufzuraffen. Es ist nicht meine erste Patrouille und auch keine besonders gefährliche. Aber es ist meine erste nach dem Urlaub, und außerdem ist das Gelände mir noch ziemlich fremd.

Ich mache mir klar, daß meine Aufregung Unsinn ist, daß im Dunkel wahrscheinlich gar nichts lauert, weil sonst nicht so flach geschossen würde.

Es ist vergeblich. In wirrem Durcheinander summen mir die Gedanken im Schädel - ich höre die warnende Stimme meiner Mutter, ich sehe die Russen mit den wehenden Bärten am Gitter lehnen, ich habe die helle, wunderbare Vorstellung einer Kantine mit Sesseln, eines Kinos in Valenciennes, ich sehe quälend, scheußlich in meiner Einbildung eine graue, gefühllose Gewehrmündung, die lauernd lautlos mitgeht, wie ich auch den Kopf zu wenden versuche: mir bricht der Schweiß aus allen Poren. Immer noch liege ich in meiner Mulde. Ich sehe auf die Uhr; es sind erst wenige Minuten vergangen. Meine Stirn ist naß, meine Augenhöhlen sind feucht, die Hände zittern, und ich keuche leise.

Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues, Erstausgabe Berlin 1929, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 224f.

Anna Seghers

* 19.11.1900 in Mainz † 01.06. 1983 in Berlin

Deutsche Schriftstellerin jüdischer Abstammung. 1928 wurde sie Mitglied der KPD und war 1929 Gründungsmitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden ihre Bücher in Deutschland verboten und 1933 verbrannt. Nach Auswanderung über die Schweiz nach Paris bis nach Mexiko kehrte sie erst 1947 nach Deutschland zurück.

Aus „Grubetsch“ (1930)

„ Am Abend ging Grubetsch die Gasse entlang, wurde hereingelassen. Er fragte nach Anna, ging hinauf. Sie stand angekleidet da, im Kommen oder im Gehen. Der Grubetsch sagte nicht mal Guten Abend, schaute in eine Ecke. Anna lief durch das Zimmer, er sah auf, kleine, helle Punkte standen in seinen Augen. Er sah sie an, ihre kleinen, zerdrückten Brüste, der kleine graue Bauch mit den blauen Flecken, rote, gepreßte Füße - nichts war übriggeblieben als der schwärzliche, dreieckige Schatten da unten von damals. Der Grubetsch schaute, hatte einen Riß durch und durch, beinahe so schrecklich wie Freude. Er nahm sie. ->Dieser Grubetsch versteht es doch besser als die anderen<, dachte Anna. Auf und ab ging es. ›Jetzt hol' ich das Letzte heraus. Gleich wird es zu Ende sein.< Anna kniff die Augen zusammen, aber sie erkannte nichts, weit weg war das Gesicht, tausend Meilen weit. Nebel war dazwischen, undeutlich und verschwommen darin dies und jenes, glitzerndes Wasser, Wolken, Häuser am Ufer. »Da ist noch was an ihrer Stirn, das muß ich haben, und da ist noch was in ihrem Leib, das muß weg, das gehört mir.«

›Das ist ja alles ganz recht und schön<, dachte Anna, ›aber wenn er doch endlich aufhören würde, ich bin so entsetzlich müde.<

Wie er zurückkam, da war der Hof schon voll. Die Sonne

glitzerte schon frech auf den grauen Gesichtern der Arbeiter, die noch erschöpft von gestern waren. Gar kein Abfall kam aus diesen Gesichtern für die jungen Dinger, die vornher trippelten, verdrossen und bitter, in ihren bunten Kitteln, die noch verschwitzt von gestern waren. Nun gerade erst recht drückte die Sonne den Wäschekorb der Frau auf den Kopf. Nur ein paar Schulkinder hüpfen herum, sie wußten noch nicht, was die Sonne war, hielten sie für was Glitzerndes, Gelbes. Da kam auch Paul daher, er war so stark und großartig, ihm tat das alles nichts, er hatte eine neue Bluse, er ging zum erstenmal auf Arbeit, allein und breitspurig ging er, als ob er was Besonderes vorhätte. Er kam an Toni und den anderen vorbei, die lagen schon auf dem Pflaster, lachten. »He, Paul!« Paul wurde ein wenig matter, als ob er sich seines Vorhabens schämte. In der Torfahrt stieß er auf Grubetsch. Was kommt er ausgerechnet einher, wann wird er mal endlich fahren, der Hund.

Grubetsch legte sich hin. Kurz hinter Pauls Rücken kam seine Frau, lachte, schwänzelte auf die Gasse. Grubetsch stand wieder auf, sah hinaus, da klebte etwas am Fenster, hoch droben, was Kleines, Weißes. Grubetsch winkte hinauf, komm herunter. Nach einer Weile schlich der Kleine, ein winziges Pünktchen, über den gelben Hof Grubetsch nahm ihn bei der Hand. Sie gingen nach Munks Treppe, die anderen schielten.

»Da ist der Knopf«, sagte der Kleine. »Der is mir, den geb' ich niemand.«

»Ja, was klemmst du die Augen zu?«

»Hier ist so grell.«

»Gehen wir herunter.«

Drunten schaute sich der Kleine neugierig um, aber nicht viel, er legte den Kopf auf Grubetschs Knie, sah herauf, an ihm gab es mehr zu sehen.

Anna Seghers: Grubetsch, Erstausgabe Berlin 1930, aus: Auf dem Weg zur amerikanischen Botschaft und andere Erzählungen, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 175f.

Bertha von Suttner

** 09.06.1843 in Prag † 21.06.1914 in Wien*

Österreichische Pazifistin, Friedensforscherin und Schriftstellerin, die 1905 als erste Frau mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Mit einer guten Schulbildung ausgestattet, fand sie Anstellung als Erzieherin bei der Unternehmerfamilie des Freiherrn Karl von Suttner in Wien. Nach der Heirat Arthur von Suttners fokussierte sich ihre schriftstellerische Laufbahn zunehmend auf friedenspolitische und pazifistische Themen. Mit dem Erfinder des Dynamits und Rüstungslieferanten Alfred Nobel verband sie seit 1886 eine geistige Freundschaft, die Nobel nachhaltig prägte. Beeinflusst durch sie, stiftete Nobel den Friedensnobelpreis. Ihr Roman „Die Waffen nieder!“ schildert aus der Perspektive einer Frau mittleren Alters die Leiderfahrung und Auswirkungen der deutschen Einigungskriege in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Aus „Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte“ (1889)

„ Gern hätten wir Paris verlassen, denn der ganze von der Bevölkerung gezeigte Enthusiasmus berührte uns höchst peinlich. Aber der Weg nach Osten war nunmehr versperrt; auch hielt uns der Bau unseres Hauses zurück - kurz: wir blieben. Geselligen Umgang hatten wir beinahe keinen mehr. Alles was nur konnte, hatte Paris geflohen und unter den obwaltenden Umständen dachte auch unter den Zurückgebliebenen keiner daran, Einladungen auszuteilen. Nur einige unserer Bekannten aus literarischen Kreisen, die noch anwesend waren, suchten wir öfters auf Gerade in dieser Phase des beginnenden Krieges war es Friedrich interessant, die betreffenden Urteile und Ansichten der hervorragenden Geister kennen zu lernen. Da war ein ganz junger Schriftsteller, der später zu solcher Berühmtheit gelangte, Guy de Maupassant, von dessen Äußerungen, die mir aus der Seele gesprochen waren, ich einige in die roten Hefte eintrug: »Der Krieg - wenn ich nur an dieses

Wort denke, so überkommt mich ein Grauen, als spräche man mir von Hexen, von Inquisition - von einem entfernten, überwundenen, abscheulichen, naturwidrigen Dinge. Der Krieg - sich schlagen! Erwürgen, niedermetzeln! Und wir besitzen heute - zu unserer Zeit mit unserer Kultur, mit dem so ausgedehnten Wissen, auf so hoher Stufe der Entwicklung, auf der wir angelangt zu sein glauben - wir besitzen Schulen, wo man lernt zu töten - auf recht große Entfernung zu töten, eine recht große Anzahl auf einmal.

[...] Das Wunderbare ist, daß die Völker sich dagegen nicht erheben, daß die ganze Gesellschaft nicht revoltiert bei dem bloßen Worte Krieg. Jeder, der regiert, ist ebenso verpflichtet, den Krieg zu vermeiden, wie ein Schiffskapitän verpflichtet ist, den Schiffbruch zu vermeiden. Wenn ein Kapitän sein Schiff verloren hat, wird er vor ein Gericht gestellt und verurteilt, falls man erkennt, daß er sich Nachlässigkeit zuschulden kommen ließ. Warum wird die Regierung nach jedem erklärten Kriege nicht gerichtet? Wenn die Völker das verstünden, wenn sie sich weigerten, ohne Grund sich töten zu lassen - dann wäre es mit dem Kriege aus.« Und Erneste Renan ließ sich also vernehmen: »Ist es nicht herzerreißend, zu denken, daß alles, was wir Männer der Wissenschaft in fünfzig Jahren aufzubauen bestrebt waren, mit einem Schlage zusammengestürzt ist: die Sympathien zwischen Volk und Volk, das gegenseitige Verständnis, das fruchtbare Zusammenarbeiten. Wie tötet ein solcher Krieg die Wahrheitsliebe! Welche Lüge, welche Verleumdung des einen Volkes wird nun nicht aufs neue in den nächsten fünfzig Jahren von dem anderen mit Begierde geglaubt werden und sie für unabsehbare Zeiten voneinander trennen! Welche Verzögerung des europäischen Fortschrittes!

Bertha von Suttner: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte, Dresden/ Leipzig 1889, Zitiert aus: Werner Treß (Hrsg.), Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2009, S. 273f.

Kurt Tucholsky

** 09.01.1890 in Berlin † 21.12.1935 in Göteborg*

Deutscher Journalist und Schriftsteller, der als Gesellschaftskritiker zu den bedeutendsten Publizisten der Weimarer Republik zählt. Als linker Demokrat, Sozialist, Pazifist und Antimilitarist wies er auf das Erstarken der politischen Rechten und die Bedrohung durch den Nationalsozialismus hin. Tucholsky übernahm 1926 kurzzeitig die Leitung der Zeitung „Die Weltbühne“. Nachdem Carl von Ossietzky 1927 die Leitung übernimmt, konzentrierte er sich auf seine journalistische Tätigkeit als Autor der Weltbühne. Seine Artikel für die Weltbühne veröffentlichte er unter zahlreichen Pseudonymen. Wegen gesundheitlicher und depressiver Leiden ruht Tucholskys journalistische Arbeit zu Beginn der dreißiger Jahre zunehmend. Von seinem gesundheitlichen und seelischen Leiden geplagt, nahm sich Tucholsky am 21. Dezember 1935 in Schweden das Leben.

Aus „Fridericus Rex“ (1922)

„ Wir sind doch eine alte Unteroffiziersnation, und wir brauchen unsere Potsdorer Prügeltradition.

Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element, wer den Tritt ins Gesäß bei der Ausbildung nicht kennt –!

Kurt Tucholsky: Fridericus Rex, Die Weltbühne. Jg. 18, Nr. 8, 23. Februar 1922, S. 194.

Aus „Berliner auf Reisen“ (1926)

„ Der lobende Berliner hebt sich zunächst selbst, wenn er lobt. Sein Lob, das meist kritiklos und unbegründet ist, bringt ihn in innige Verbindung mit dem gelobten Objekt, nach der Melodie: „Was ich mir ansehe, ist eben immer gut – sonst seh ichs mir gar nicht erst an!“ Ein Glanz des Belobten fällt auf ihn zurück, sein „Faabelhaft“ gilt auch dem auserlesenen Publikum, das sich diese Sehenswürdigkeit ansehen darf, und enthält ein erhebliches Quantum Verachtung für die armen Luder, die nicht dabei sind.

Kurt Tucholsky: Berliner auf Reisen, Die Weltbühne. Jg. 22, Nr. 3, 19. Januar 1926, S. 111-113.

Aus „Eine Frau denkt“ (1929)

” Man gibt ihnen so viel, wenigstens zu Beginn. Sie sind es nicht wert. Sie glauben immer, man müsse hochgehört sein, weil man sie liebt. Ob es das wohl gibt: ein Mann, der so nett bleibt, so aufmerksam wie am ersten Tag, wo er einen nahm ...? Einer, der Freund ist und Mann und Liebhaber.

Kurt Tucholsky: Eine Frau denkt, Die Weltbühne, Jg. 25, Nr. 51, 17. Dezember 1929, S. 920.

Aus „Kurzer Abriß der Nationalökonomie“ (1931)

” Jede Wirtschaft beruht auf dem Kreditsystem, das heißt auf der irrtümlichen Annahme, der andre werde gepumptes Geld zurückzahlen. Tut er das nicht, so erfolgt eine sog. ›Stützungsaktion‹, bei der alle, bis auf den Staat, gut verdienen. Solche Pleite erkennt man daran, dass die Bevölkerung aufgefordert wird, Vertrauen zu haben. Weiter hat sie ja dann auch meist nichts mehr.

Kurt Tucholsky: Kurzer Abriß der Nationalökonomie, Die Weltbühne, Jg. 27, 15. September 1931, Nr. 37, S. 393.

Aus „Röhm“ (1932)

” Wir bekämpfen den schändlichen Paragraphen Hundertundfünfundsiebzig, wo wir nur können; also dürfen wir auch nicht in den Chor jener miteinstimmen, die einen Mann deshalb ächten wollen, weil er homosexuell ist.

Kurt Tucholsky: Röhm, Die Weltbühne, Jg. 28, Nr. 17, 26. April 1932, S. 641.

Aus „Für Carl v. Ossietzky. General-Quittung“ (1932)

” Carl von Ossietzky geht für achtzehn Monate ins Gefängnis, weil sich die Regierung an der Weltbühne rächen will, rächen für alles, was hier seit Jahren gestanden hat. Ossietzky geht ins Gefängnis nicht nur für den Mitarbeiter, der den inkriminierten Artikel geschrieben hat – er geht ins Gefängnis für alle seine Mitarbeiter.

Kurt Tucholsky: Für Carl von Ossietzky – General-Quittung, Die Weltbühne, Jg. 28, Nr. 20, 17. Mai 1932, S. 734-736.

Ernst Toller

** 01.12.1893 in Samotschin, Provinz Posen*

† 22.05.1939 in New York City

Deutsch-jüdischer Dramatiker, Revolutionär und Pazifist. Er meldete sich freiwillig zum Fronteinsatz im Ersten Weltkrieg, wo er 1916 einen schweren Schock erlitt. Während dieser Zeit entstehen seine ersten Gedichte gegen den Krieg. Die Kriegserfahrungen prägen Tollers pazifistische und zugleich revolutionär-sozialistische Einstellung. Nach dem Krieg beteiligte er sich 1918 am Umsturz in Bayern und ruft dort gemeinsam mit Gustav Landauer und Erich Mühsam am 9. April 1919 die Münchner Räterepublik aus. Nach der Niederschlagung der Räterepublik wurde Toller verhaftet und zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt. Da er im August 1933 auf der Ersten Ausbürgerungsliste des Deutschen Reichs verzeichnet war, zählen seine späteren Werke zur Exilliteratur. 1933 werden seine Schriften öffentlich verbrannt. Er emigrierte 1933 in die Schweiz und 1934 über England in die USA, wo er sich 1939 das Leben nahm.

Aus „Eine Jugend in Deutschland“, 3. Kapitel, Kriegsfreiwilliger (1933)

” Die alte vertragene Uniform schlottert um meine Glieder, die Stiefel drücken mich, und meine Füße schmerzen, aber ich bin stolz, endlich bin ich Soldat, aufgenommen in die Reihen der Vaterlandsverteidiger. Ich kann einen Gemeinen nicht von einem General unterscheiden, so grüße ich mit geblähter Brust jeden, der mir begegnet. In der Trambahn spricht mich ein bieraufgeschwemmter Spießier an. Aus dem Rock zieht er die Zigarrentasche, öffnet sie, links liegen helle gute Zigarren, rechts verkümmerte schwärzliche mit prahlerischer Bauchbinde, er zeigt auf die mit der Bauchbinde, ich muß eine nehmen, jovial schlägt der Mann mir auf die Schenkel: „A Pardon gebens den verkommenen Franzosen fei net, Herr Krieger!“ An der nächsten Haltestelle verläßt er den Wagen, noch bevor der Schaffner merkt, daß er kein Billett gekauft hat.

Alte Unteroffiziere und junge Kadetten lehren uns, wie ein richtiger Mann stillzustehen und wie er sich zu rühren hat. Wir lernen, daß niemand ein Held des Krieges werden kann, der den Stehschritt des Friedens nicht „wie im Schlaf“ beherrscht.

Zwei- oder dreimal am Tag läuten die Glocken. Wir werden zusammengerufen. Der Offizier verkündet neue Siege. Wir schreien „Hurra!“. Wenn die Truppen so weiter siegen, wird der Krieg ohne uns gewonnen.

Mitte August verlassen wir, blumengeschmückt, von Frauen und Kindern begleitet, München. Noch ziehen wir nicht ins Feld. Mit unbekanntem Ziel fährt der Zug ab. Tagelangfahren wir. Auf einer Bahnstation, an der wir halten, steht im Nebengeleis ein Lazarettzug. An Krücken humpelt mit zerrissenen und blutbefleckten Kleidern einer, dem sie ein Bein weggeschossen haben. Ich sehe zum erstenmal einen Verwundeten. Ich sehe ein lehmgelbes, eingefallenes Gesicht, müde, blicklose Augen, in der Brust spüre ich einen stechenden Schmerz, ich habe Angst, ich will keine Angst haben, ich will nicht weichwerden, was liegt an uns, ich denke an Deutschland.

Mitten in der Nacht schreckt uns eine Stimme aus dem Schlaf, wir fahren über den Rhein. Wir springen auf, wir öffnen die Fenster, unter uns fließt schwarz und still der Rhein. Die Kadetten ziehen die Säbel aus der Scheide, „Achtung!“ schreit einer, ein anderer singt „Die Wacht am Rhein“, wir singen mit und schwingen drohend unsere Gewehre. Ja, wir leben in einem Rausch des Gefühls. Die Worte Deutschland, Vaterland, Krieg haben magische Kraft, wenn wir sie aussprechen, verflüchtigen sie sich nicht, sie schweben in der Luft, kreisen um sich selbst, entzünden sich und uns.

Ernst Toller: Eine Jugend in Deutschland. Erstausgabe 1933, Leipzig 1990, S. 44f.

Jakob Wassermann

** 10.03.1873 in Fürth † 01.01.1934 in Altaussee*

Deutsch-jüdischer Schriftsteller, Erzähler, Essayist, Feuilletonist, Theaterkritiker und Dramatiker. Wassermann verfasste auch zahlreiche Biographien. Dazu zählt „Das Gold von Caxamalca“, eine historische Erzählung die 1923 in Wien in dem Buch „Der Geist des Pilgers“ erschien. Erzählt wird von der Gefangenschaft und dem Sterben des Inka-Herrschers Atahualpa. In zahlreichen Essays befasste sich Wassermann insbesondere immer wieder mit dem Judentum, vor allem mit jüdischen Existenzformen in nichtjüdischer Umgebung (u.a. in „Mein Weg als Deutscher und Jude“, 1921). Noch 1933 gab er im Jahr seines Ausschlusses aus der Preußischen Akademie der Künste „Selbstbetrachtungen“ zur jüdischen Identität heraus. Trotz der Beliebtheit seiner Werke wurden diese 1933 verboten und am 10. Mai 1933 verbrannt.

Aus „Das Gold von Caxamalca“ (1923)

„ Wir nahmen ehrerbietigen Abschied von Atahualpa und ritten mit ganz andern Empfindungen als noch vor Stunden zu den Unsrigen zurück. Wir hatten den Inka inmitten einer Heeresmacht gesehen, gegen die zu kämpfen ein sinnloses Unterfangen war. Dreihundert waren wir an Zahl; weitere dreihundert erwarteten wir als Verstärkung aus San Miguele; was sollten sechshundert ausrichten wider die Myriaden? Das peruanische Lager hatte uns einen Glanz und Reichtum gezeigt, der unsre Bangigkeit erregte vor den Hilfsmitteln des bisher geringgeschätzten Volkes; zudem eine Zucht und Gesittung, die einen ungleich höheren Kulturzustand verrieten als alles, was wir in den Gegenden der Küste erfahren hatten. Gold hatten wir genug und übergenuge erblickt. Meine Augen hatten nicht ausgereicht, es zu erfassen. Die Fama hatte wahrlich nicht gelogen und nicht einmal übertrieben; kein Zweifel, daß wir an das Ziel unserer glühenden Wünsche gelangt waren, als wir den Fuß in das Innere dieses Zauberlandes gesetzt hatten. Aber wie

sollten wir uns des Goldes bemächtigen? War es nicht noch grausamer, einen Schritt vor der Verwirklichung des Traumes zu stehen und verzichten zu sollen, als mit der schimmernden Hoffnung zu spielen? Wir brachten Mutlosigkeit ins Lager mit, und die Kameraden wurden davon angesteckt, ein Gefühl, das sich nicht verminderte, als die Nacht herabsank und wir die Wachtfeuer der Peruaner von den Berghängen herüberleuchten und so dicht wie die Sterne am Himmel blitzen sahen. Da aber wurde uns erst die eigentümliche Kraft und Kühnheit des Generals zum festen Halt. Ihn erfüllte die Unentrinnbarkeit, in die wir uns begeben hatten, mit Befriedigung. Jetzt waren die Dinge soweit, wie er sie haben wollte. Er ging bei allen Leuten herum und redete ihnen in Gemüt und Gewissen. Sie sollten sich auf sich selbst und die Vorsehung verlassen, die sie schon durch so manche schreckliche Prüfung geführt habe, sagte er; wären ihnen die Feinde auch zehntausendfach an Zahl überlegen, was wolle das bedeuten, wenn der Himmel mit ihnen sei? Er rief ihren Ehrgeiz an und versprach ihnen unerhörte Reichtümer; indem er, wie schon so oft, das Unternehmen als Kreuzzug gegen die Ungläubigen darstellte, entfachte er den verlöschenden Funken der Begeisterung aufs neue.

Dann berief er die Offiziere zum Rat. Wir kamen in das Haus, das er mit seinen beiden Brüdern bewohnte, und da entwickelte er uns den verwegenen Plan, für den er sich entschieden hatte. Er wollte den Inka in einen Hinterhalt locken und ihn im Angesicht seines ganzen Heeres zum Gefangenen machen. Wir alle erleichteten. Wir suchten ihn davon abzubringen. Wir nannten es ein höchst gefährliches, ja ein verzweifelttes Beginnen. Er aber hielt uns trocken entgegen, ob denn nicht auch unsere Lage eine verzweifelte sei? Ob uns nicht auf allen Seiten der Untergang drohe und es nicht viel zu spät sei, an Flucht zu denken, nach welcher Richtung wir denn fliehen wollten? Die Landschaft selbst habe sich ja in einen Kerker verwandelt.

Grete Weiskopf

**11.05.1905 in Salzburg*

† 15.03.1966 in Saalfeld/Saale

Kinder- und Jugendbuchautorin. Sie war Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS). 1928 heiratete sie den aus der Tschechoslowakei stammenden Autor Franz Carl Weiskopf und zog mit ihm nach Berlin. 1931 erschien unter dem Pseudonym Alex Wedding im Malik-Verlag ihr erstes Kinderbuch „Ede und Unku“. In dem Buch beschreibt die Autorin die Freundschaft des Berliner Jungen Ede zum Zigeunermädchen Unku während der Zeit der Weimarer Republik. Weiskopf griff dabei auf die Erlebnisse der ihr persönlich bekannten Erna Lauenburger zurück, die 1943 in Auschwitz ermordet wurde. Von den erwähnten Sinti des Buches überlebte nur die Berlinerin „Kaula“ Ansin. Geprägt durch die Verbrennung ihrer Werke flieht Weiskopf mit ihrem Mann zunächst nach Prag und dann 1939 über Paris nach New York. 1953 übersiedelte sie in die DDR, wo sie zu einer der wichtigsten Kinder- und Jugendbuchautorinnen wurde. Sie gilt als Wegbereiterin der sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur. 1980 verfilmte die DEFA „Ede und Unku“ unter dem Titel „Als Unku Edes Freundin war“.

Aus „Ede und Unku“, 1. Kapitel (1931)

” Was aus Ede geworden ist? Das Haus, in dem er mit seinen Eltern und seiner Schwester Lieschen gewohnt hatte, ist nicht mehr, und ich konnte weder über ihn noch über seine Familie etwas erfahren. Umgefallen ist Ede bestimmt nicht, dachte ich bei mir, denn er hatte das Herz auf dem rechten Fleck und dazu ein gutes Köpfchen.

Wie recht ich doch hatte!

Endlich, vor wenigen Monaten, tauchte Ede bei mir auf, auch er war auf der Suche nach mir gewesen. Ein prachtvoller Mensch stand da plötzlich bei mir im Zimmer. In seinem bärtigen Männergesicht konnte ich die Spuren von Edes Kindergesicht noch deutlich erkennen. „Ich habe Sie nie

vergessen“, sagt er zu mir. „Ich kann mich noch heute an unsere Gespräche erinnern, und auch Ihr Buch besitze ich. Selbstverständlich ist aus mir nie ein Nazi geworden. Im Krieg war ich Soldat und bin zu den Russen übergelaufen. Von dort habe ich auch meine Frau mitgebracht. Unser Maxim ist schon fünfzehn, und unsere Silvia kommt jetzt zur Schule. Meine Eltern haben wir damit zu Großeltern gemacht und meine Schwester Lieschen zur Tante.“ Vater Klabunde war lange, lange im Konzentrationslager Buchenwald. Er ist geblieben, was er immer war: ein aufrechter Kämpfer.

Und sein Maxe hat bereits ein Mäxchen. Vater Klabunde und Maxe Klabunde sind beide Dreher bei der AEG. Und sie kämpfen in West-Berlin Seite an Seite für den Frieden. Von Oberpostsekretär Abendstund fehlt jede Spur. Vielleicht liegt er unter den Trümmern seines Hauses begraben, nach einem Kriege, den er herbeigewünscht hatte. Vielleicht hockt er noch irgendwo und krächzt mißmutig über den Wandel der Zeiten. Aus diesem „falschen Fuffziger“, wie Ede ihn schon damals richtig einschätzte, ist auf keinen Fall was Rechtes geworden . . . Und Unku, Großmutter, Turant, •die Vettern und Basen? Fragt lieber nicht! Julius Fučík, der in den ersten Jahren des Hitlerreichs illegal nach Berlin kam, war schon damals vergeblich auf der Suche nach ihrem Verbleib. Als er sich in der Nähe unserer früheren Wohnung zeigte, erkannte ihn die Frau vom Tabakladen an der Ecke und alarmierte die Polizei. Er mußte eiligst verschwinden, um nicht noch hochzugehen. Ich fürchte, meine Zigeunerfreunde sind nicht mehr am Leben. Die Hitler-Barbaren haben Juden und Zigeuner verjagt, vergast und erschossen, als wären sie keine Menschen, ja nicht einmal Vieh. So wie sie , auch Julius Fučík, den Helden des tschechischen Volkes im Kampf gegen die fremde, die Hitlerbesatzung, ermordet haben ... Und doch habe ich - aller Vernunft zum Trotze - die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Ede und Unku noch immer nicht ganz aufgegeben.

Grete Weiskopf alias Alex Wedding: Ede und Unku, Erstausgabe 1931 Berlin, Berlin 1982, S. 7 ff.

Unterstützer

Wir danken den aufgeführten Potsdamer Buchhandlungen für die Unterstützung der Lesung „Verbrannte Bücher, Verbotene Autoren“ im Gedenken an den 80. Jahrestag der Bücherverbrennung. Sie präsentierten aus diesem Anlass eine Auswahl an Werken, die damals verbrannt wurden, in ihren Schaufenstern oder auf separaten Büchertischen in den Buchhandlungen.



Bürgel Buchhandlung
Babelsberg
Karl-Liebknecht-Str. 12/13
14482 Potsdam



Buchhandlung
„Internationales Buch“
Brandenburger Straße 41/42
14467 Potsdam



Stiftungsbuchhandlung
Gutenbergstraße 71/72
14467 Potsdam



Buchhandlung am Neuen Palais
14469 Potsdam



Viktoriagarten
Buchhandlung
Geschwister-Scholl-Str. 10
14471 Potsdam

WIST. Der Literaturladen
Dortustraße 17
14467 Potsdam

Script Buchhandlung
Rudolf-Breitscheid-Str. 51
14482 Potsdam

Impressum

Herausgeber:

Landeshauptstadt Potsdam

Der Oberbürgermeister

Verantwortlich:

Geschäftsstelle Sicherheitskonferenz

Friedrich-Ebert-Str. 79/81

14469 Potsdam

Tel.: 0331-2893424

Fax: 0331-2893430

SIKO@Rathaus.Potsdam.de

www.potsdam.de

Gestaltung:

medienlabor GmbH

Potsdam, 02. Mai 2013

